

# Im Schweizerischen Lehrerinnenheim

Autor(en): **W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **19 (1914-1915)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-311043>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

# Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint am 15. jedes Monats

**Abonnementspreis:** Jährlich Fr. 2.50, halbjährlich Fr. 1.25; bei der Post bestellt 10 Rp. mehr.

**Inserate:** Die gespaltene Petitzeile 15 Rp.

*Adresse für Abonnements, Inserate etc.:* Buchdruckerei Bächler & Co. in Bern.

*Adresse für die Redaktion:* Frl. Laura Wohnlich, Lehrerin, St. Gallen.

**Mitglieder des Redaktionskomitees**

Frl. Dr. Graf; Frau Dr. Zurlinden-Bern; Frl. Benz-Zürich; Frl. Blattner-Aarau.

**Inhalt von Nummer 2:** Im Schweizerischen Lehrerinnenheim. — Soldaten mit der Zustimmung ihrer Frauen. — Christian Friedrich Hebbel und seine Nibelungen. — Bericht über einen Kurs für Lehrer und Lehrerinnen an Fortbildungsschulen in Leipzig, 2. Juni—12. Juli 1914. — Heidis Rückkehr auf die Alp. — Mitteilungen und Nachrichten. — Unser Büchertisch. — Stellenvermittlung.

## Im Schweizerischen Lehrerinnenheim.

Wieder haben wir sonnige, goldene Herbsttage im Schweizerischen Lehrerinnenheim zubringen dürfen, und wenn von Anstalten auch der Satz gelten mag, dass jene die besten seien, von denen man am wenigsten spricht — so möchten wir doch von unserm Aufenthalt einiges erzählen.

Wir Lehrerinnen haben ein stattliches Haus im lieben Schweizerlande und sollen etwas von dem Jubel fühlen, der den alten Sänger Walther von der Vogelweide erfüllt, der begeistert ausruft: Ich han min lēhen, all diu werlt, ich han min lēhen!

Der frühe Herbstabend hatte sich aufs Land gesenkt, Dunkel hüllte Feld und Wald ein, als wir „ausstellungsmüde“ hinauspilgerten zum Heim. Mit freundlichen Lichteraugen guckte es aus und sandte durch Nacht und Nebel den ankommenden Lehrerinnen seinen Gruss entgegen. Zwei Meldelaute des Haushundes! Ein kurzes „Wer da“? Damen passieren! Wir öffnen die Haustür und sind umgeben von Licht und Wärme — daheim. Auch im blitzblanken, einfachen und doch traulichen Gastzimmer überkommt es uns: daheim. Tief aufatmen müssen wir in der sonntäglichen Stille, unwillkürlich bemühen wir uns, diese durch kein Geräusch zu stören, ja wir schelten uns selbst, wenn uns der staubige Wanderschuh voreilig entgleitet.

Doch da zerreisst ein ungewohnter Klang die tiefe Ruhe des Hauses; es ist ein runder, weicher Ton und dennoch laut genug, dass er im fernsten Winkel des Hauses, am Ende des Gartens und gar drüben auf der belebten Strasse vernommen werden kann. Ein Gong ruft die Bewohner des Hauses zur Mahlzeit im gemütlichen Speisesaal. Da wir auch schon dagewesen, grüssen wir bekannte,

liebe Gesichter, und vor den neuen Gesichtern ist uns auch nicht bang; denn wer ins Lehrerinnenheim kommt, kann uns nicht allzu lange fremd bleiben. Ein fröhliches Tafeln beginnt, bald lebhafter, bald leiser summt das Gespräch an den einzelnen Tischen; „wenn gute Reden sie begleiten, dann geht die Arbeit munter fort“. Der Krieg gibt auch hier Gesprächsstoff die Fülle. Und da sich im Lehrerinnenheim Menschen zusammenfinden, die weit in den Landen draussen ihre sprachliche Bildung geholt, oder die Gastfreundschaft erfahren haben in den Ländern, wo der Krieg tobt, werden die verschiedenen Nachrichten gar verschieden aufgenommen und beurteilt. Aber das Heim ist neutraler Boden, und es gelingt einem sogar, zwischen Morgen- und Abendzeitung auf ein paar Stunden des Jammers zu vergessen.

Nach der Mahlzeit wandern Heimchen und Gäste im langen Hausgang oder in der kühleren Glasveranda auf und nieder. Wer am Ferienschlusse steht, nimmt wehmütig Abschied von lieben Tischgenossen und von dem und jenem Lieblingsplätzchen. Ein Spielerquartett verduftet zum Kaminplätzchen in der Halle des oberen Korridors und frönt dem Würfelspiel. Eine Weile hört man nur die Würfel fallen, bis das wechselnde Glück eine Gegnerin aus günstiger Stellung vertreibt, dann gibt's Kampfgeschrei, schadenfrohes Lachen, Siegesjubiläum. Schade, dass noch keine Künstlerin die Spieelecke zum Gegenstand ihrer Studien gemacht hat.

Doch irgendeine Pendule mischt sich mit neun wohlgezählten Schlägen ins fröhliche Spiel. Die Spielmutter räumt Würfel und Karte zusammen, Freund und Gegner wünschen gute Nacht und die Lichter erlöschen.

Ehe wir zur Ruhe gehen, schauen wir nochmals hinaus in den stillen Garten, die Baumgruppen stehen „schwarz und schweigend“ und aus benachbarten Wiesen steigt „der weisse Nebel wunderbar“. Da und dort blitzt am dunklen Himmel ein Sternlein auf, und der Mond als schmale Sichel steht drüben überm Gurten. Der Aare entlang eilt ein Eisenbahnzug mit hastigem Räderrollen, fern auf einem Gehöfte bellt ein Hund und nun „Stille nah und fern“, das Lehrerinnenheim schläft. Auch den, der nicht schlafen kann, überkommt ein wohliges Gefühl des Geborgenseins, und das Kirchenglöcklein von Muri ruft ihm als treuer Wächter die Nachtstunden ab. Ein Käuzchen muss irgendwo in einer alten, hohlen Eiche Quartier haben, bald näher, bald ferner tönt sein „Ju-u-hu-u“, unser Garten gehört vielleicht zu seinem Jagdrevier. Aber sein Ruf passt hinein in diese wundervolle Stille, er bringt sie uns nur deutlicher zum Bewusstsein.

Was soll ich antworten, wenn man mich am Morgen fragt, ob ich gut geschlafen hätte? Es war köstlicher als Schlaf, die Schönheit einer Nacht wachend zu erleben, da von hohen Birken die herbstlichen Blätter fallen.

Nach dem Frühstück geben wir einer Kollegin, die abreisen will, das Geleite. Noch ist die Landschaft in Morgennebel gehüllt. Nur überm Lehrerinnenheim zeigt sich im Nebel ein heller Fleck, und daraus langt nun auch die Sonne mit ihren Strahlenfingern und hebt sachte den grauen Vorhang. Da breiten sich vor uns die tauigen Wiesen und die rotbraunen Äcker. Schon ist der Landmann am Werke. Drei Pferde gehen vor dem Pflug, der mit blanken Messern die Erde durchfurcht, und der Bauer sorgt, dass sich schnurgerade Furche an Furche legt. Wer aus einem Zipfel des Vaterlandes kommt, wo man den Ackerbau kaum kennt, der sieht in Andacht dieser Arbeit zu. Sie ist wie ein Gottesdienst in freier Natur, der uns das Gleichnis vom Säemann auslegt, und der redet von den Vögeln unter dem Himmel und von der Lilie auf dem Felde.

Und weiter schweift unser Blick nach den Laubwäldern, welche Äcker und Wiesen umsäumen. Die hundertjährigen Eichen und Buchen stehen in ihrer tiefsten Farbenglut; wie die Flammen von einem Dankopfer lodert das Farbenfeuer des herbstlichen Laubwaldes am Hange des Gurten empor.

Und damit das Ohr dem Auge nicht neidisch werde, das so viel Schönheit geniessen darf, lässt sich nun eine seltsame Musik hören. Wie wenn eine ganz grosse dicke Fliege in deiner Stube herumsurrt, ist es. Aber die Stube ist das blaue Himmelsgewölbe, und der Brummer ein mächtiger Doppeldecker, der, mir nichts, dir nichts, über unser Schweizerisches Lehrerinnenheim hinwegfliegt. Gut, dass unter seinen Fittichen das weisse Kreuz im roten Felde leuchtet, wir können nichts dagegen haben, wenn uns ein Eidgenosse in dieser Art „überflügelt“. Aber schau, dort kommt noch ein Brummer, und wahrhaftig, weiter drüben ein dritter. Machen die da oben Fangis oder huldigen sie allesamt der Jungfrau, die eben jetzt ihr Haupt aus Nebelschleiern hebt?

Doch wir kehren zurück ins Heim; denn der Reiter, der dort querfeldein galoppiert, ist doch nicht „Der Houptma Lombach“, mit dem wir uns im vorigen Jahr bei Lektüre von Tavel's Buch angefreundet hatten. Unser Weg führt diesmal durch den Garten, ja, wir wagen sogar als ungebetene Gäste in die geräumige Küche zu treten. Schon hat die Hausmutter das Kommando über Hilfstruppen und Kochbatterien übernommen. Auf dem Tisch stehen Sterilisiergläser, appetitlich mit Birnen gefüllt. Die Vorsteherin zeigt uns Neugierigen einen Raum, wo es noch mehr so schöne Gläser hat, aus denen rötlich und goldgelb köstliche Wintervorräte leuchten. Doch wollen wir nicht Einzelheiten verraten, die Heimchen könnten übermütig werden! Nur einige prächtige Pfirsiche müssen hier speziell erwähnt werden, allfällige Pessimisten werden später sehen, weshalb. Auch der Apfelkeller bietet einen fröhlichen Anblick, während wir trotz genügender Legitimation keinen Einblick nehmen dürfen in den Raum, der die Aufschrift „Weinkeller“ trägt.

Dagegen gelingt es uns, in die Wohnräume einiger Damen des Heims zu gelangen. Was sind das für traute, heimelige Zimmer, und jedes Ding darinnen hat seine ehrwürdige Geschichte. Und die Bilder an den Wänden erzählen den Bewohnerinnen: Es war einmal! Und diese Bewohnerinnen selbst sind gar geschäftig und beweglich.

Einmal treffen wir sie im Stanniolzimmer, die glänzenden Blätter sortierend, harte Kugeln entwirrend, Farbiges und Bleiernes, Stanniol und Aluminium säuberlich trennend.

Sie eilen wohl auch hinaus in die Stadt, ins benachbarte Dorf, in eine Anstalt, um Kranke zu besuchen, vorzulesen, Trost und Freude zu bringen. Sie schreiben Briefe nach allen Erdteilen und stehen so in Verbindung mit dem Leben, mit der Welt.

Eine aktive Lehrerin, die im Heim wohnt, rüstet sich zum festlichen Abschied vom Schuldienst, in dem sie 46 Jahre lang gestanden; wir freuen uns mit ihr des erreichten Zieles. Nun muss sie nicht mehr die schweren Hefte von der Schule zum Heim schleppen. Zwar die Hände untätig in den Schoss legen wird sie auch nicht; sie hat aus der Schulstube gar viel Lebendigkeit und Frohsinn mit in den Ruhestand genommen. Mögen beide ihr noch recht lange geschenkt sein.

An einem Abend kommt eine Seminarklasse und erfüllt Haus und Garten mit fröhlichem Lachen und Sing-Sang.

So fehlt es im Lehrerinnenheim nicht ganz an „grossen Momenten“, besonders wenn Gäste aus allen Himmelsrichtungen hin und wieder den frischen Hauch von draussen hereinbringen.

Wenn es nun Lehrerinnen gibt, die behaupten, so ein Haus hätte auch viele Schattenseiten, so möchten wir dazu bemerken: Bei unserm Lehrerinnenheim scheint auf der Ostseite auch die Morgensonne herein, die Südseite ist sowieso die längste, und auf der Westseite sind gar die erwähnten Pflirsiche reif geworden.

Bleiben also als Schattenseiten natürlich die Nordseite und — jene Seite, die verzinst werden muss. Diese letzte hat aber die Eigenschaft, dass sie, wenn dem Hause auch in schlimmen Zeiten schöne Legate zugewendet werden, nach und nach abgelöst werden kann.

Uns Herbstgästen aber ist es im Lehrerinnenheim wohl gewesen, so dass wir hauptsächlich Sonnenseiten daran gesehen haben. Und wenn wir nun wieder täglich zur Schule wandern und einen Acker mit steinigem Boden zu bearbeiten haben, dann winkt uns wie ein freundlicher Stern, der Ruhe und Frieden verheisst, fern, fern am Horizont — unser schönes Lehrerinnenheim —. W.

---

## **Soldaten mit der Zustimmung ihrer Frauen.**

In Kanada werden verheiratete Männer, die sich als Freiwillige für die britischen Streitkräfte im europäischen Kriege melden, nur dann angenommen, wenn sie einen schriftlichen Beweis vorzeigen können, dass sie mit der Zustimmung ihrer Frauen gehen. So anerkennt die kanadische Regierung in einer sehr praktischen, gesetzmässigen und ungewöhnlichen, wo nicht bis jetzt einzig dastehenden Weise die Rechte der Frauen in bezug auf den Krieg.

Wenn man die Literatur der Völker studiert, so findet man, dass die Frauen als passiver, sich selbst beiseite stellender Faktor im Staate geschildert werden, der einen Teil derjenigen Bevölkerung ausmacht, deren Pflicht es ist, die Krieger mit mehr oder weniger wirklicher Freude zum Kampfe zu senden. In dem Auflehnen gegen alte Traditionen in den letzten Jahren hat die Frau sich auch gegen die Auffassung gewehrt, dass die Frauen sich den Forderungen des Militarismus, in welcher Form dieselben auch an sie herantreten, willenlos zu fügen haben. Die Frauen sowohl wie die Männer verlangen das Recht, den Freiwilligendienst zu verweigern, wenn Gewissen und Vernunft eine solche Weigerung diktieren. Die Frauen widersetzen sich nun dem herkömmlichen Begriff, dass in Kriegszeiten es ihre Pflicht vor allem ist, jede Rücksicht auf ihre Rechte auszuschliessen.

Sie finden es jetzt möglich, dass man patriotisch und zugleich freidenkender Mensch sein könne und dass, wenn sie ihre Lieben ziehen lassen, der moralische Wert ihres Opfers nichts einbüsst, weil es nun freiwillig und nicht gezwungen geschieht.

Die kanadische Regierung, indem sie bei der Verantwortlichkeit auch die Frau bezieht, läuft nicht Gefahr, dass die Zahl der sich Stellenden deshalb geringer werde. Die meisten Frauen werden „ja“ sagen und werden moralisch dadurch gewinnen, dass dieses Recht, zu wählen, in ihre Hände gelegt ist, ein Recht, das sie zwingt, das, was das Leben an Gesinnungstüchtigkeit von ihnen fordert, und ihre entsprechende Stellung in Betracht zu ziehen.

(Aus einer amerikanischen Zeitung.)